— Nr. 151. — 1899. —

Sonntag, den 2. Juli.

Diese verbreitetste unparteiische Zeitung erscheint Wochentags Abends (mit Datum des nächsten Tages) und kostet mit den fünf wöchentlichen Beiblättern:
Kleine Botschaft,
Sächsischer Erzähler,
Gerichts-Zeitung,
Sächsisches Allerlei,
Illustrirtes Unterhaltungsblatt,
bei den Postanstalten und bei den Ausgabestellen monatlich 40 Pfennige.
Postliste: 1. Nachtrag Nr. 2877.
Telegramm-Adresse: Generalanzeiger Fernsprechstelle Nr. 156.

General-Anzeiger

für Chemnitz und Umgegend.

(Sächsischer Landes-Anzeiger). — Gegründet 1878 als „Anzeiger" ꝛc.
Verlag und Rotationsmaschinen-Druck von Alexander Wiede in Chemnitz, Theaterstraße Nr. 5.

Inseraten-Preis: Die 6gespaltene Corpuszeile oder deren Raum 20 Pfg. (Preisverzeichnisse à Zeile 25 Pfg.) — Bevorzugte Stelle (Reklame-Zeile) 60 Pfg. Bei vorausbestellten Wiederholungen größerer Inserate entsprechender Rabatt. — Anzeigen für die Nachmittags erscheinende Nummer können nur bis Vormittag 10 Uhr angenommen werden.

Geschäftliche Anzeiger-Inserate finden für billigsten Preis zugleich Verbreitung durch die täglich erscheinende Chemnitzer **Eisenbahn-Zeitung.**

Einladung auf das neue Abonnement
des an jedem Wochentage Nachmittags erscheinenden

General-Anzeiger

für Chemnitz und Umgegend.

Der **„General-Anzeiger"**, welcher sich in Folge seines gediegenen Inhaltes einer großen Verbreitung erfreut, bringt neben sorgfältig ausgewähltem politischen, lokalen und feuilletonistischen Stoff und den neuesten Telegrammen wöchentlich folgende mit dem „General-Anzeiger" verbundene Beiblätter:

„Sächsischer Erzähler"
„Kleine Botschaft"
„Gerichts-Zeitung"
„Sächsisches Allerlei"
„Illustrirtes Unterhaltungsblatt"

sowie das namentlich der Frauenwelt gewidmete **„Sonntags-Blatt"**, eine Vielseitigkeit, wie sie nur sehr wenige Tageszeitungen ihren Lesern bieten.

Die Fülle des in den Beiblättern enthaltenen Lesestoffes, welcher alle Gebiete des menschlichen Wissens und Verkehrs berührt und für das Haus und die **Familie** eine reiche Quelle bester Unterhaltung und interessanter Belehrung bildet, hat den „General-Anzeiger" zu einem **Familienblatt** gediegenster Art erhoben.

Der **Abonnementspreis** des „General-Anzeigers" mit seinen Beiblättern beträgt **monatlich nur**

40 Pfennige

(in Chemnitz frei ins Haus).

Bei den Postanstalten für die Monate **Juli, August** und **September 1 Mk. 20 Pf.** Eingetragen in der Postliste: 1. Nachtrag Nr. 2877.

Inserate finden in dem allseitig beliebten „General-Anzeiger", welcher sich besonders in den Familien unserer Stadt einen großen Leserkreis erworben hat, die weiteste Verbreitung.

Abonnementsbestellungen nehmen jederzeit entgegen die Austräger und die Ausgabestellen, sowie

Die Verlags-Anstalt des „General-Anzeigers"
Alexander Wiede, Chemnitz, Theaterstraße 5.

Allen neueintretenden Abonnenten liefern den bereits erschienenen Theil des Romans **„Das Räthsel von Elvershöh"** **kostenlos** nach.

Amtliche Anzeigen.

Handelsregister-Eintragungen.

Auf Folium 4522 wurde die in **Chemnitz** errichtete Firma **„Oscar Aucke, Gesellschaft mit beschränkter Haftung"** eingetragen und dabei verlautbart, daß der Geschäftsführer der Gesellschaft Herr Architekt **Friedrich Oscar Aucke** in Leschwitz ist, die Herren geprüfter Baugewerkmeister **Ernst Robert Bergmann** und Kaufmann **Gustav Bernhard Beyer** in Chemnitz Prokuristen sind.

Auf dem die hiesige Aktiengesellschaft in Firma **„Sächsische Maschinenfabrik zu Chemnitz"** betreffenden Folium 1287 wurde verlautbart, daß Herr **Conrad Ernst Reith** und Herr **Heinrich Otto Georg Jäger** nicht mehr Vorstandsmitglieder, Herr **Alexander Richard Fischer,** Herr **Eugen Brückmann** und Herr **Carl Petersen** nicht mehr Prokuristen sind, ferner, daß Herr Oberfinanzrath a. D. **Gustav Walther Ledig** und Herr **Eugen Brückmann** in Chemnitz als Direktoren, sowie Herr **Alexander Richard Fischer** und Herr **Carl Petersen** daselbst als stellvertretende Direktoren Mitglieder des Vorstands sind und daß Herr **Heinrich Eduard Kindermann** ebenda Prokura ertheilt erhalten hat.

Der serbisch-türkische Grenzkonflikt.

Wenn die Alm grünt und die Zweige sich belauben, wird es an der Grenze lebendig, sagt ein serbisches Sprichwort. Nach der Schneeschmelze auf den Bergen, welche die Grenze zwischen der Türkei einerseits und Montenegro und Serbien andererseits bilden — sollen, treiben die Hirten ihre Viehheerden den Gipfeln zu, und bald darauf bringt der Telegraph alljährlich Kunde von blutigen Konflikten, die nicht so sehr in der nationalen und konfessionellen Verschiedenheit der Bewohner hüben und drüben, als vielmehr in der mangelnden Grenzregulirung und in der unzulänglichen Bewachung der Grenzlinien ihren Ursprung haben. Das politische Moment wird immer erst nachträglich in diese Affairen hineingetragen, die, von Haus aus nur Weide- und Waldstreitigkeiten, Existenzfragen einer von den Zentralregierungen in Konstantinopel, Belgrad und Cettinje vernachlässigten Grenzbevölkerung bilden. Zumeist sind es auf dem serbisch-türkischen Konfliktum die Serben, welche den ersten Schritt thun und den allgemein als unbotmäßig verschrienen, thatsächlich aber nur in der Repression übereneregischen Albanesen zur Gegenwehr mit den gleichen Mitteln zwingen.

Der letzte Zusammenstoß vor dem Fort Pronik hat sich auf dem historischen Felde von Kossowo abgespielt. Auf serbischer Seite besteht die Grenzbevölkerung daselbst zumeist aus emigrirten Montenegrinern, die nach der Hungersnoth von 1889 die Schwarzen Berge verlassen und sich im Einverständnisse der beiden Regierungen an der Grenze angesiedelt haben. Aus ihren Reihen rekrutiren sich die im serbischen Grenzdienste verwendeten Panduren. Die Albanesen an der Grenze wiederum sind zumeist ehemalige Bewohner der Kreise Nisch und Vranja, die im Jahre 1878 an Serbien fielen. Die Albanesen wichen bald den Drangsalirungen der neuen Landesbehörde und wanderten auf türkisches Gebiet aus. Während die Albanesen an der türkisch-montenegrinischen Grenze katholischen Glaubens sind, bekennen sich die Albanesen im Vilajet Kossowo zum Islam. Diese Momente erklären zur Genüge den tiefgehenden Haß der Hirten diesseits und jenseits der Scheidelinie. Sind doch die Grenzkonflikte so häufig, daß die Albanesen dieses Distriktes heuer im Frühjahre in Ipek sich zu einem Rütlischwur verbanden, jede Grenzübertretung von serbischer Seite auf der Stelle zu ahnden, selbst um den Preis einer Ueberschreitung der Landesgrenze ihrerseits.

Die nach dem Berliner Kongresse begonnene Grenzregulirung zwischen Serbien und der Türkei durch internationale Kommissionen ist zwar in kartographischer Hinsicht als nahezu vollendet zu betrachten, dagegen sind die privatrechtlichen Kompensationen des Grundbesitzes sehr mangelhaft. Albanesen besitzen heute noch Waldparzellen, die auf serbisches Gebiet hinübergreifen, während die Serben mit ihren Weiden in türkisches Land hineinreichen. Macht eine epidemische Krankheit unter den Schafen oder Rindern eine Viehgrenzsperre nothwendig, so ist der Konflikt von selbst gegeben. Eine andere Ursache der sich immer wieder erneuernden Zusammenstöße ist die mangelhafte Bewachung der Grenze. Der Grenzstreifen ist ziemlich stark mit Karaulen besät, den blockhausähnlichen Grenzhütten des türkischen Militärs, das aber nicht, wie es von der bosnischen Verwaltung mit so großem Erfolge geschieht, einen regelmäßigen Patrouillendienst von Karaule zu Karaule unterhält, durch den erst die Absperrung eine vollständige werden kann.

Die Grenzkonflikte haben hier einen so typischen Verlauf, daß man, ohne späteren Meldungen vorzugreifen, auch nach dem vorliegenden dürftigen Nachrichten-Material sich den Hergang eines solchen Ueberfalles genau vergegenwärtigen kann. Ein serbischer Räubertrupp benützt die Abwesenheit eines Grundbesitzers, um dessen Pferde- oder Viehstall zu plündern. Nach wenigen Stunden wird der Raub entdeckt, und die Verfolgung wird eingeleitet. Dem Beschädigten schließen sich die Nachbarn an. Die serbische Grenze wird überschritten, und bald künden Flintenschüsse, daß die wirklichen oder vermeintlichen Diebe erreicht seien. Fällt im Handgemenge ein Serbe, so verbreitet sich die Nachricht wie ein Lauffeuer längs der Grenze, und ehe vierundzwanzig Stunden verstrichen sind, hat ein Pandur auf eigene Faust Revanche geübt und einen ahnungslos vor einer Karaule auf Posten stehenden Anatolier niedergeknallt. Ebenso rasch, als das Gewitter aufstieg, pflegt es sich zu verziehen, und nach Wochenfrist ist in dem dünn bevölkerten Revier Alles wieder beim Alten, nur hat sich der Haß noch um einen Grad vertieft. An dieser Stelle sei gleich richtiggestellt, daß nur die türkischen Nizams Mauser-Gewehre besitzen, während bei den Albanesen nur das Martini-System in Verwendung steht.

Die gespannten Beziehungen zwischen Cettinje und dem Belgrader Kowak werden dazu beitragen, daß der Zwischenfall von Pronik vereinzelt bleibt. Die Hochzeitsvorbereitungen in Montenegro lassen keinen Raum für die politische Verwerthung des blutigen Hirtenstreites im Vilajet Kossowo. Auch an der türkisch-montenegrinischen Grenze sind solche Konflikte nicht selten; die zuweilen konstatirbare Gleichzeitigkeit deutet darauf hin, daß auch weniger grobe Hände mit im Spiele sind, als die eines Hirten oder Holzarbeiters. Bevor das Werk des Berliner Kongresses nicht vervollständigt und die endgiltige Grenzregulirung auf dem Territorium, wo Montenegro und Serbien an die Türkei grenzen, nicht durchgeführt ist, wird sich darin nicht viel ändern und Europa noch oft von diesem Winkel aus an seine Mission im Orient erinnert werden.

Ein Dresdener in türkischer Gefangenschaft.

Von Egon Rosca.

(Nachdruck verboten.)

Wenn in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ein schlichter Bürger seine Erlebnisse in Buchform zu veröffentlichen wagte, so muß es schon etwas Besonderes sein, was er seinen Zeitgenossen zu erzählen hatte. Denn in jenen Tagen gab es wahrlich Leute genug, welche aus der Zeit des furchtbaren Krieges Lesenswerthes zu berichten und zu erzählen vermochten, fehlte es nicht an grausigen Thaten und erschrecklichen Ereignissen, welche die von der langen Unruhe verwilderten Gemüther anregten und beschäftigten, ohne daß man sie schriftstellerisch auszunützen versucht hätte.

In jener Zeit der noch in phantastischen Uebertreibungen sich gefallenden Reisebeschreibungen, des Amadis und der an ihn sich anknüpfenden Fluth abenteuernder Romane, der Vorliebe für den sagenhaften, als unermeßlich reich geschilderten Orient, der ununterbrochenen Türkenkriege mußte aber ein Abenteuer mit dem Erzfeinde der Christenheit besondere Theilnahme erwecken.

Und so kam es, daß „auf vielseitiges Begehren" ein Dresdener Bürger 1684 ein jetzt sehr selten gewordenes Büchlein herausgab, in welchem er seine Gefangenschaft bei den Türken schilderte.

Nikolaus Schmidt hieß der Mann und war seines Zeichens Kürschner. Er ließ sich 1640 auf der Wanderung durch die Werber des Grafen Adolf von Mansfeld in Dessau zum Feldzuge nach Ungarn anwerben und war der Besatzung von Komorn, damals der österreichischen Grenzfestung an der Donau, zugetheilt und dort ausgebildet worden. Die Türken standen vor der Festung, an deren Thoren viel Türkenköpfe auf hohen Stangen aufgesteckt waren, „wonach wir, wenn uns unsere Offiziere exerzirt, gleichsam als einem Ziel, mit den Musketen schießen müssen," schreibt Schmidt. Die Atmosphäre war also keineswegs gemüthlich für unseren Sachsen, zumal es hin und wieder zu Scharmützeln mit dem Feinde kam.

Bei einem derselben wurde er gefangen genommen. Man band ihn auf ein Pferd und führte ihn nach Gran. Mit Grausen ritt er in die seit der Eroberung im Jahre 1605 in Trümmern liegende Donaufestung . . „wohl über tausend übel gemetzelte und unbegrabene Christenkörper", bemerkt Schmidt, „lagen auf dem zerstörten Blockhause."

Von Gran wurde er nach Ofen an einen Husaren verkauft. Der ließ ihn in dem noch heute erhaltenen Türkenbade, dessen warmes Wasser er zum Gelächter der Türken nur „mit Zittern und Fürchten" betrat, sich reinigen, schor ihm das Haupt bis auf einen kleinen Wirbelzopf, legte ihm ein türkisches Kleid an und verkaufte ihn weiter an einen Roßtäuscher. Die Reise nach Süden ging hierauf weiter bis in ein großes türkisches Lager, an dessen Befehlshaber Hussan Pascha der Dresdener Kürschner als Besitz überging. Einerseits der Hinweis auf erschlagen daliegende Christen, welche zu entlaufen versucht hatten, anderseits das kostbare, mit Teppichen verzierte Zelt des Paschas erfühlten den Sklaven mit Furcht und Staunen. Als er aber sah, daß der Pascha, welcher ihn auf einem sammetnen Teppich sitzend und ein zahmes Reh streichelnd, empfangen hatte, wenige Tage darauf von den durch die unpünktliche Auszahlung des Soldes erzürnten Janitschar n in die Flucht gejagt wurde, als er selbst in Eisen und Banden gelegt wurde, begann er über seine eigene Lage nachzudenken.

In Belgrad wurde dieselbe ihm zuerst in sehr drastischer Weise klargemacht. Er hörte von der Höhe eines Minarets den Muezzin die Gläubigen zum Gebet aufrufen. Das erschien ihm denn sehr komisch und, als guter Sachse, konnte er ein Wörtchen darüber nicht unterdrücken. Aber die Türken verstanden seine Heiterkeit unrichtig und gaben ihm 50 Streiche auf die Fußsohlen. „Das Prügeln", sagt Schmidt, „verursacht solchen Schmerz, der nicht auszusprechen und ist von dergleichen Kraft, daß es auch den wildesten und unbändigsten Menschen zur Furcht und Demuth bringen kann." Es war das erste Mal, daß Schmidt mit der Bastonade Bekanntschaft machte. Später lernte er sie öfter kennen, zumal es bei den vornehmen Paschas Sitte war, alle Sklaven prügeln zu lassen, Unschuldige wie Schuldige, wenn Einer etwas verbrochen hatte; gewiß ein gutes Mittel, dafür zu sorgen, daß Einer den Andern vor Fehltritten bewahre.

Von Belgrad gings über Rustschuk und bis Varna, meist auf Kameelen, je vier Sklaven auf einem. Zwei Meilen von Varna begegnete der von Hunger und Durst gequälte Sklavenzug Kaufleuten, die auf Eseln Feigen und Rosinen vom Schwarzen Meere in's Land führten. Es ist bezeichnend für die Landessitten, daß die hungernden und durstenden Sklaven mit den sie begleitenden Janitscharen bald darüber einig wurden, die Kaufleute zu überfallen und auszuplündern. Mit Genugthuung erzählt Schmidt, daß ihm ein Arm voll Feigen zugefallen sei und daß er die übel zerschlagenen Kaufleute mit Heulen und Wehklagen habe ihre Straße ziehen sehen.

Von Varna gings zu Schiff nach Konstantinopel. Nur mit Mühe entging unser Dresdener dem Schicksal, durch seinen Herrn, den Pascha, „ins Frauenzimmer" (den Harem) des Sultans Murad IV. als Aufwärter geschenkt zu werden. Er war froh, zum Stalldienst auserlesen zu sein. Aber er war doch mit im Zuge, als der Pascha dem Sultan seine Geschenke überreichte, wurde in dem durch seine unheimliche Stille ihm schauerlichen Palast gespeist und sah, wie die beiden für den Harem Bestimmten ihrem neuen Herrn die drei Ellen langen Rockärmel küßten und wie sie weinenden Auges die Volks- und Geschlechtsgenossen segneten, von denen sie nun für immer getrennt wurden. Dann gings in den Stall zurück, wo er blieb, bis die Pest in Konstantinopel seinen Herrn zwang, für seine Sklaven ein gesünderes Heim zu suchen und er zum Wächter eines Weinberges gegen die des Nachts streifenden Wölfe und Wildschweine bestellt wurde. Dort erging es ihm leidlich gut, bis der Pascha starb und er mit der Erbschaft dem Sultan verfiel. Nun erst begann sein schwerstes Leiden, denn er kam auf die Galere.

Im Mittelmeere herrschte damals ein wilder Krieg Aller gegen Alle. Zwar hatten 1639 die Venetianer Frieden mit den Türken geschlossen, aber der Grund zu neuen Verwickelungen lag auch schon in diesem. Hatten sie sich doch das Recht ausmachen dürfen, die Corsaren der Berberei zu verfolgen und zwar bis in die türkischen Häfen hinein. Und das Corsarenwesen war wie zur Zeit der Römer eine Macht geworden, mit der die Staaten rechnen mußten. So wenig aber der Friede mit den Venetianern die Berberei betraf, so wenig waren die Türken geneigt, den Kampf gegen die Johanniterritter auf Malta und gegen die spanischen Freibeuter aufzugeben. Schmidt giebt nun ein auch geschichtlich nicht bedeutungsloses Bild der Vorgänge in jener Friedenszeit, in der freilich am Hofe des sinnlos ausschweifenden Sultans Murad IV. (1623—1640) und des geistig wenig bedeutenden Ibrahim I. (1640—1648) der dalmatische Renegat Jussuf mit unauslöschlicher Wuth gegen die Venetianer zum Kriege schürte, angeblich um deren Sieg bei Lepanto zu rächen. Mit glühenden Worten schilderte er dem Padischah, daß die Christenheit gerade jetzt ohnmächtig sei, in jener Zeit des kriegerischen Ringens der großen Religionsparteien, der tiefsten Bedrängniß der deutschen Kaiser, welche wir den dreißigjährigen Krieg nennen.

Der venetianische Gesandte in Konstantinopel mochte schon mit Bangen zusehen, als zum ersten Kriegszuge gerüstet wurde, welchen unser Schmidt mitmachen mußte. Es war im Frühjahr 1641. Ueber 50,000 Mann und 300 Galeeren verließen unter dem üblichen Kanonendonner den Hafen, um gegen die Spanier und Malteser zu kreuzen. Die Spanier besaßen bekanntlich damals das Königreich Sizilien, die Venetianer die Insel Kreta. Die Lage dieser Länder war unter ihren Zwingherren keineswegs eine glückliche.

(Fortsetzung folgt.)